Des Freundes Vermächtnis.

Roman

von **H. Ehrhardt.**

(Fortsetzung.)

Kein Wort des Bedauerns, daß sie ihn nicht noch einmal hatte sehen können. Das hatte der „Freund" sich doch wenigstens verdient, meinte er, vergebens gegen eine Art Bitterkeit ankämpfend, die sein Herz zusammenzog.

Er vergaß, daß er selbst Frau Vera zu dieser Reise zugeredet hatte, er empfand jetzt nur einen leisen Groll gegen sie wegen der Bereitwilligkeit, mit der sie sich von ihm getrennt, ihrem gemüthlichen, herzlichen Verkehr ein jähes Ende bereitet hatte.

Wie sollte er denn nun existiren ohne die vom Zauber ihres Wesens umsponnenen Plauderstunden in dem behaglichen Wohnzimmer, ohne Karl-Egons lallendes Stimmchen?

Ja, auch das Kind würde ihm entsetzlich fehlen. Er hatte sich daran gewöhnt, es beinahe als sein Eigenthum zu betrachten, dieses letzte, heilige Vermächtniß des sterbenden Freundes — nun stieg ihm gleich einer erstickenden Fluth die lähmende Angst zum Herzen, dort unten im Süden könne ein anderer ihm dieses Recht auf Mutter und Kind rauben.

Gleich darauf fuhr es ihm wieder durch den Sinn: Vera wollte ja überhaupt kein zweites Mal heirathen, und Frau von Otten fürchtete beides für sie — eine neue Ehe und ein lebenslanges Entsagen.

Welch entsetzlicher Zwiespalt! Immerfort wälzte er den in seinem Kopfe herum.

Und er durfte sich doch nichts merken lassen. Man wußte ja, wie viel er bei der Wittwe seines Freundes aus- und eingegangen war, und nun sie verreist, wären die Kameraden nur zu schnell bereit gewesen, den „armen Verlassenen" zu hänseln, falls er eine Verstimmung in ihren heiteren Kreis hinein getragen hätte.

Daß er nicht mehr der sorglose, leichtlebige Offizier von einst war, daran hatten sie sich allmälig gewöhnt, ein Spaßverderber war er deshalb nicht geworden, er schloß sich selten von einem der harmlosen Kasinoscherze aus, aber im allgemeinen zählte man ihn schon zu den Kreisen derjenigen, die sich „ausgetobt" hatten. Es war ja auch schon viel junger Nachwuchs da, Offiziere, die noch im Kadettenrock des ersten Jahrganges gesteckt hatten, als er schon Rekruten ausgebildet.

Es waren durchweg nette, sympathische Menschen, den besten Familien des Landes entstammend, und Fleßburg fühlte sich durch herzliche Bande der Kameradschaft mit ihnen verknüpft, aber eine wirklich innige Freundschaft wollte sich mit keinem von ihnen anbahnen.

Die meisten Sympathien verbanden ihn mit seinem Rittmeister, einem Junggesellen von ernstem, etwas verschlossenem Wesen. Den suchte er jetzt, da er die Oede seines Zimmers drückend empfand, auf seine Einladung hin öfters auf, und sie unterhielten sich bei einer Flasche Wein über allerlei Dinge, die im Kasino nicht erörtert werden durften.

Dort schimpfte man für gewöhnlich auf das langsam versandende Avancement, fluchte heimlich über die vielen Uniformänderungen und entrüstete sich über die Angriffe der Presse.

Graf Marwitz und Fleßburg aber sprachen offen über verschiedene Mißstände im Heere, über die zunehmenden Soldatenmißhandlungen, die sich auf ein Anwachsen der demokratischen, widersetzlichen Gesinnung des gemeinen Soldaten zurückführen ließen, die vielen Pensionirungen tüchtiger, in voller Manneskraft stehender Offiziere, die noch lange Jahre hindurch ihrem Kaiser und dem Heere gute Dienste hätten leisten können und die oft einer Lappalie wegen sich genöthigt sahen, den in Ehren getragenen bunten Rock auszuziehen.

Konnte man es ihnen verdenken, wenn sie in vielen Fällen ihre brach liegenden Kenntnisse und Kräfte in den Dienst der Feder stellten und laut zu sagen wagten, was jeder von ihnen heimlich genau ebenso dachte?

Fleßburg hatte früher mit seinem Freunde Karl oft gleiche Gespräche geführt, und das brachte ihn dem Rittmeister so nahe. Auch war es ihm lieb, daß dieser nie das Thema: Frauen berührte.

Er war kein Weiberfeind, aber in seinem Leben hatte einst eine einzige Frau eine so große Rolle gespielt, daß ihm später alle anderen gleichgiltig geblieben.

Heut sah man seinem hageren, mumienhaft vertrockneten Gesicht, in dem eine große Nase und ein riesiger, schon grau melirter, brauner Schnurrbart sich seltsam genug ausnahmen, nicht mehr an, daß er ein hübscher junger Leutnant gewesen, der sich mit seinen blitzenden, braunen Augen in das Herz einer Frau hinein gestohlen hatte, die schlimmer Weise seinem Rittmeister gehörte, der die Aermste in einer vierjährigen Ehe, der ein Töchterchen entstammte, durch seine Brutalität fast zu Tode gequält hatte.

Sein jugendlicher Heißsporn, von Mitleid und Leidenschaft fortgerissen, schwor sich zu, ihre Fesseln zu lösen.

Er vermochte die Frau dazu zu bewegen, die Scheidungsklage einzuleiten — der Ehemann hatte wohl Lunte gerochen, provozirte aus geringfügiger Ursache einen Streit, der ein Duell zur Folge hatte, bei dem Graf Marwitz einen Schuß in's Knie erhielt, an dem er noch jetzt manchmal laborirte.

Man hatte nun so viel gemunkelt, daß es spätet Schwierigkeiten für ihn gab, die geschiedene Frau zu heirathen. Er ließ sich ein Jahr a la suite stellen, bekam darnach mit seiner Wiedereinstellung den Konsens — das Glück der beiden Menschen schien endlich gesichert, da starb die bildschöne 23jährige Frau nach kurzem Krankenlager an Typhus.

Wie er um sie getrauert, bewies er damit, daß er Junggeselle blieb.

Er lebte seit einem Jahr sehr bescheiden und zurückgezogen, nachdem er vorher auf weiten Reisen und in kostspieligen Liebhabereien viel Geld ausgegeben hatte, wie er behauptete, weil es ihm kein Spaß mehr mache, in Wahrheit aber, weil er einen großen Theil seines Vermögens hingegeben, um der Tochter seiner Jugendgeliebten, die er nicht aus den Augen verloren hatte, die Heirath mit einem armen Offizier, den ihr Herz sich erkoren, zu ermöglichen.

Er war ein edler, lauterer Charakter, der häßliche, ernste Rittmeister.

Und ein großer Philosoph. Nachdem er einmal, fast verzweifelnd vor Schmerz, nahe vor dem Selbstmord gestanden, bewahrte er sich in allen Lebenslagen seine Ruhe, seinen kühlen, kritischen Blick.

Nur nicht seine Kräfte im Kleinkrieg unnöthiger Aufregungen und Sorgen zersplittern. Abwarten, bis der Konflikt wirklich da war und ihm dann als ganzer Mann muthig in's Auge sehen, den Kampf darum wagen.

Fleßburg lernte schon in kurzer Zeit viel von ihm und wandte seine Erfahrungen naturgemäß auf das an, was ihn am meisten beschäftigte, auf sein Verhältniß zu Vera Ballstedt.

Und da meinte er, daß er auch dabei sich zum Theil sehr verfrühte Sorgen und Schmerzen bereitete. Noch war die Wittwe des Freundes der Sitte und auch seinem eigenen Gefühl nach für ihn unerreichbar. Wenn er auch seine Liebe nicht zu bekämpfen vermochte, ihr dieselbe zu gestehen, wäre fast eine tödtliche Beleidigung für sie gewesen.

Bis das Trauerjahr verronnen, wie viel konnte sich da verändert und geklärt haben, dann war wohl ihre Gesundheit gefestigt, ihre Stimmung von keinen düsteren Bildern mehr bedroht, der Boden ihres Herzens reif für eine neue Liebessaat.

Dann mochte die Entscheidung für sein Lebensglück fallen. Warum jetzt schon die quälenden Zweifel daran, der Schmerz des Entsagens?

Litt er nicht genug unter der Trennung an sich? Er mußte sich wahrhaftig bezwingen, nicht unter dem lügnerischen Vorwande irgend eines Familienfestes einige Tage Urlaub zu erbitten, an die Riviera zu eilen, um sie nur einmal von weitem zu sehen.

Die Tollheit seiner ersten Leutnantsjahre lebte in seiner Liebe für diese Frau. Und zugleich so viel Innigkeit, so viel Tiefe.

Es fiel ihm schwer, in seinem ersten Briefe an sie nicht zu viel von seinen Gefühlen zu verrathen, aber schließlich wurde er doch so, wie ihr Verkehr gewesen, herzlich und freundschaftlich.

Als Antwort kam nach wenigen Tagen ein gleicher zurück:

Die unsichtbare Schranke, die ihr letztes Zusammensein zwischen sie geschoben, war gefallen.

Sie erzählte ihm in der fließenden Sprache der schreibgewandten Frau, wie ihre Reise verlaufen, daß sie wirklich in der Villa Vera Unterkunft gefunden, wie schön der Süden sei und wie wohl sie sich alle fühlten.

Aber auch dies Mal deutete sie nichts an, daß sie ihn entbehre.

Aber dies Mal empfand er das nicht mehr so schwer. So weit war seine Vernunft nun schon gediehen. Er wollte in Ruhe die Dinge an sich heran kommen lassen. Die lange Wartezeit sollte ein Prüfstein für seinen Charakter sein.

Eines Tages mußte er auch erfahren, daß die Trennung von Vera der Welt gegenüber eine Art Nothwendigkeit gewesen.

Er hatte an einem dienstfreien Morgen, der ein verfrühtes Frühlingsgesicht zeigte, einen Ritt in's Freie gemacht und dabei seinen Kommandeur getroffen, der, sobald das Wetter es erlaubte, seine vier Pferde draußen im Gelände selbst bewegte.

Fleßburg erfreute sich des besonderen Wohlwollens seines Vorgesetzten, der, selber ein hervorragend tüchtiger Offizier, viel von seinen Untergebenen forderte und besondere geistige und körperliche Fähigkeiten bei einem derselben sehr zu schätzen wußte. Mißgünstige wollten behaupten, er förderte die Karriere seiner Lieblinge, da er oben viel Einfluß besaß, etwas zu auffallend, aber er war jedenfalls gerecht genug, nur wirklich verdienstvollen Offizieren die Wege zur Höhe zu ebnen.

Er forderte denn auch Fleßburg sehr liebenswürdig auf, ihn zu begleiten, und zog ihn in eine Unterhaltung, der er von Anfang an den dienstlichen Ton fernhielt.

Der sonnige, warme Morgen, der in seiner Klarheit einem verhängnißvollen Herbstmorgen ähnelte, der flotte Ritt über feuchte Ackerschollen und graugrüne Wiesen brachte es mit sich, daß sie im Gespräch auf Ballstedts tödtlichen Sturz geriethen.

Und da sagte der Oberst schließlich in einer halben Verlegenheit, die an seinem energischen Wesen seltsam wirkte:

„Frau von Ballstedt ist ja nach dem Süden gegangen, wohl aus Gesundheitsrücksichten, Herr von Fleßburg?"

Der junge Offizier konnte nicht verhindern, daß ihm das Blut in's Gesicht stieg.

„Allerdings, Herr Oberst."

Der Kommandeur strich sich wie zögernd erst über den buschigen, grauen Schnurrbart.

„War auch sonst gut, daß sie eine Zeitlang fort ging. Ich weiß nicht, ob Sie mich verstehen, lieber Fleßburg. Sie waren zu viel dort im Hause."

Fleßburg hatte Mühe, ruhig zu bleiben, seine Stimme klang gepreßt, als er erwiderte:

„Herr Oberst, Frau von Ballstedt und den kleinen Karl-Egon hab' ich von meinem sterbenden Freunde als ein heiliges Vermächtniß übernommen —"

„Um Gotteswillen, Fleßburg, ich will Ihr Verhältniß zu Ballstedts Wittwe auch nicht mit dem leisesten Verdacht streifen — ich bin überzeugt, im ganzen Offizierkorps thut das keiner — aber Sie kennen doch die Weiber." Er machte eine komisch verzweifelte Miene, bei der Fleßburg unwillkürlich daran denken mußte, daß man dem gefürchteten, gestrengen Kommandeur nachsagte, er stehe arg unter dem Pantoffel. „Machen Sie etwas gegen Weibergeschwätz, das ist ein Kampf gegen Windmühlen, nicht zu greifen und doch da. Sie sind beide zu jung,Ester, und die Frau ist zu schön — das genügt für ein paar Klatschbasen, besonders wenn sie gar noch heirathsfähige Töchter haben, kommt noch der blasse Neid zu der Skandallust — nun, Sie sind doch auch kein neugeborenes Kind und kennen solche Geschichten — hab' Ihnen das gern mal zur Warnung sagen wollen, falls die schöne Frau vor Ablauf des Trauerjahres wiederkehrt, hab' es Ihnen nicht als Kommandeur gesagt, sondern als Mann zum Manne."

Fleßburg legte trotz dieser Versicherung die Hand an die Mütze.

„Ich danke Ihnen, Herr Oberst."

Der Kommandeur hatte nun wieder sein unbefangenes, liebenswürdiges Lächeln. Er war augenscheinlich froh, die ganze Sache vom Herzen zu haben, während es ihn Fleßburg noch lange stürmte und er am liebsten jeder ihm begegnenden Regimentsdame in's Gesicht gerufen hätte: Haben Sie etwa gewagt, über Frau von Ballstedt zu schandmaulen?

Den größten Verdacht hegte er gegen die Majorin. In der hatte er längst eine Feindin seiner Liebe geahnt, denn sie schien ihn komischer Weise zu ihrem Schwiegersohn ausersehen zu haben.

Nun, da hatte sie sich gewaltig geschnitten. Er ließ sich nicht so leicht einfangen.

Aber als er kurze Zeit darauf bei einer Theatervorstellung, der beliebten „Meininger" zufällig neben die kleine Majorstochter zu sitzen kam, beschloß er in einer leichtsinnigen Anwandlung seines früheren Wesens die zuerst beabsichtigte abweisende Haltung gegen Herta von Schellhorn fallen zu lassen und der intriguanten Majorin einen kleinen Schabernack zu spielen.

Er war sehr liebenswürdig gegen das kleine, blonde Ding, das mit rothen Wangen und lachenden Augen den Vorgängen auf der Bühne folgte und wirklich reizend aussah.

Man gab das Lustspiel „Doktor Klaus" von l'Arronge.

Herta hatte noch nicht oft einen solchen Genuß gehabt, da sie ihrer früher etwas zarten Gesundheit wegen in keiner großstädtischen Pension gewesen war, sondern in einem gesund gelegenen Orte des Riesengebirges ihren letzten Schliff erhalten. Dorthin verirrten sich auch nur Wandertruppen.

Daran anschließend, erzählte sie Fleßburg, daß es in der Pension aber sonst „himmlisch" gewesen wäre.

Einen Tanzzirkel mit „richtigen Herren" hatten sie auch besuchen dürfen, wobei sie sich alle immer „famos" amüsirt hätten.

„Wie viele Herzen haben Sie denn da gebrochen, gnädiges Fräulein?" erkundigte sich Fleßburg lächelnd.

Sie wurde sehr roth.

„Gar keins!" sagte sie nach flüchtigem Ueberlegen, aber dabei zuckte es schalkhaft um ihren kleinen rothen Mund.

Irgend etwas schien ihr durch den Kopf zu gehen, denn sie sah wie selbstvergessen gerade aus, und das Lächeln blieb noch eine Weile auf ihren Lippen. Dann drehte sie sich rasch zur Seite, um im Saale Umschau zu halten, wahrscheinlich, weil sie fühlte, daß der blonde Offizier sie forschend betrachtet hatte.

Erst als die neben ihr sitzende Majorin ihr einige Worte zuflüsterte, wandte sie den Kopf wieder nach ihm. Sie hatte die Oberlippe trotzig aufgeworfen.

„Na nu, gnädiges Fräulein? So böse?" fragte Fleßburg erstaunt.

Graf Marbach unterhielt sich mit Frau von Schellhorn, so konnte Herta wüthend hervorbringen:

„Mama hat aber auch immer an mir herumzunuffen und zu tadeln. Andere Leute drehen sich doch auch um, blos unsereins möchte dasitzen wie eine Drahtpuppe, ich weiß schon, zu Hause krieg ich's noch, weil ich vorhin so laut gelacht habe."

„Na, warten Sie, ich lege bei Ihrer Frau Mutter ein gutes Wort für Sie ein — sollen sehen, sie schilt nicht," versprach Fleßburg amüsirt.

Das fand sie riesig nett von ihm, und wirklich brachte der junge Offizier es fertig, auf dem Nachhausewege Frau von Schellhorn so viel von „der herzerquickenden Heiterkeit" ihres Töchterchens vorzuschwärmen, daß die Majorin jeden Tadel über zu auffallendes Benehmen unterließ und Herta mit einem dankbaren Gefühl für Otto von Fleßburg einschlief.

Den hatte die kleine Komödie in so angeregte Stimmung versetzt, daß er mit den jüngeren Kameraden noch in eine Weinstube einfiel, wo sie sogar ein kleines Spielchen machten, und Fleßburg „natürlich," wie man lachend behauptete, der Verlierende war, denn „Unglück im Spiel, Glück in der Liebe."

Der blonde Offizier ließ sich die Neckerei lächelnd gefallen.

Seine braunen Augen hatten einen weichen, träumerischen Glanz. Er dachte an Vera.

8. Kapitel.

Es war einige Wochen später. Der Frühling war mit seinem Füllhorn über die Erde gegangen und hatte einem übermüthigen gebefreudigen Jüngling gleich mit vollen Händen lichtes Grün und bunte Blüthen über die todten Farben des Winters gestreut. Das Husarenregiment hatte zur Freude sämmtlicher Ledeburger seine Exerzierübungen im Freien begonnen. Wenn die Schwadronen um die Mittagsstunde von dem großen Exerzierplatz in der Nähe des Stadtwaldes zurück kehrten, da gab es wohl keine noch so griesgrämige Alte, die bei den schmetternden Trompetenklängen nicht wie elektrisirt empor gezuckt wäre und, den Kopf zum Fenster wendend, in wehmüthigem Rückerinnern wohl der längst entschwundenen Zeit dachte, da sie lachenden, leuchtenden Auges, ebenso wie jetzt die kichernden Mädchen an Hausthüren und Straßenecken auf die schmucken Krieger geblickt hatte, denen, wie das immer war und wohl immer sein wird, die Schuljugend pfeifend und singend voran trabte. Lustig flatterten die schwarz-weißen Lanzenfähnchen im lauwarmen Frühlingswinde und über den schmutzbespritzten Uniformen sah man fröhliche Gesichter, die sich freuten, der dumpfen Kasernenluft entronnen zu sein und von so vielen hübschen Mädchenaugen bewunderno angestarrt zu werden.

Die erste Schwadron unter Graf Marwitz war sozusagen die populärste, da sie auf jeden Fall einen Theil der Stadt durchreiten mußte, um in ihre Kaserne zu gelangen, während die andern nur manchmal zum Privatvergnügen ihrer Offiziere durch die Stadt und an der Wohnung irgend einer Gattin oder Braut vorbei geführt wurden.

So bärbeißig Graf Marwitz auch um sich zu sehen pflegte, einer Beliebtheit im Volke konnte er sich nicht erwehren, schon deshalb nicht, weil er noch zu jenen gehörte, die vor fünfzehn Jahren, bis zu welcher Zeit nur eine Schwadron in Ledeburg gelegen hatte, mit dem Regiment ihren Einzug in das Städtchen gehalten hatten, weswegen die guten Kleinstädter schon eine Art Eigenthumsrecht an ihm zu haben glaubten. Seine drei Offiziere wirkten gegen sein hageres strenges Gesicht um so freundlicher mit ihren frischen belebten Zügen und den blitzenden Augen, vor denen die Mädchen verschämt die ihren niederschlugen und doch ganz entzückt dazu lächelten.

Der kleine brünette Großstädter Ferdy Waldheim hatte immer ganz besonders verständnißvolle Grüße mit den kleinen Mädchen auszutauschen und der dicke Graf Funkenburg beneidete ihn stets von neuem um seine vielen Bekanntschaften, denn er war zwar ein Damenfreund, aber nicht Damengeschmack, zum mindesten nur der alter, würdiger Damen, was ihm immer erneuten Anlaß zum Aergern gab. Fleßburg widmete seine Aufmerksamkeit weniger der holden Weiblichkeit als der vor ihm her hüpfenden Straßenjugend, über die er oft herzlich lachte und der er zuweilen ein Scherzwort zurief.

Es war ein Tag inmitten des Maienmonats, als die Offiziere wieder einmal plaudernd an der Spitze ihrer Schwadron in die Stadt einritten. Ein aufrührerischer duftgesättigter warmer Wind wehte um ihre erhitzten Gesichter.

Ferdy Waldheim sah mißmuthig drein, und wenn er das that, waren immer, wie er selbst zugestand, die Weiber schuld daran.

„Na, wo hapert's heut mit der Liebe?" fragte Graf Funkenburg, „will sie nicht?"

Der hübsche Offizier seufzte.

„Sie will eben und ich kann nicht—" sagte er mit Galgenhumor, „muß den Major auch der Teufel reiten, jetzt im Mai und ausgerechnet heute Abend eine Gesellschaft zu geben und auf die verruchte Idee zu kommen, mich dazu einzuladen."

„Kann ich Sie nicht vertreten, Ferdy? Ich meine natürlich bei Ihrer Kleinen!" schlug der Dicke vor und strich sich unternehmend den dichten blonden Schnurrbart.

Der Andere reckte seine zierliche Gestalt im Sattel und winkte, energisch den Kopf schüttelnd ab.

„Nix zu machen, Kamerad, nix zu machen!" sagte er und zeigte vergnügt eine Reihe blitzender weißer Zähne. Die Vorstellung dieser Vertretung schien ihm für einen Moment seine gute Laune zurück gegeben zu haben.

Im nächsten jedoch grollte er schon wieder: „Geradezu blödsinnig, bei solcher Temperatur Menschen in ein Zimmer einzupferchen und zu verlangen, daß man an irgend eine — na, ich will mir den harten Ausdruck verkneifen — sagen wir schmeichelhaft, eine junge Maid, die eben flügge geworden, Geist verzapft, den man zu anderen Dingen viel nöthiger braucht."

„Ist Ihre Kleine geistig so anspruchsvoll, Ferdy?"

„Ne!" sagte Ferdy komisch, „im Gegentheil."

Fleßburg, der den letzten Theil der Unterhaltung gehört, mischte sich lachend ein und tröstete den Kameraden mit dem Hinweis auf den schönen Garten bei Schellhorns, in dem man sich nach dem Souper nach Herzenslust ergehen könne.

„Was nützt mir der Garten, wenn keine Eva drin ist, die mich zum Apfelessen verführt!" meinte der Unverbesserliche. „Dort kann Einem höchstens passiren, daß eine nicht begehrte Jungfrau Liebesgefühle krient und in selben Moment bei bengalischer Beleuchtung die Schwiegermutter hinter einem Gebüsch auftaucht, um segnend die Hände über die Tochter und ihr Opfer zu breiten."

Die beiden andern Offiziere lachten, die Anspielung verstehend, derart, daß sie sich nur so schüttelten und ihre Vollblutpferde trotz des angestrengten Ritts unruhig zu tänzeln begannen.

„Heiliger Bramahputra, die Majorin sollte Sie hören!" keuchte der dicke Graf ganz außer Athem, „die fühlt sich ja getroffen, obgleich sie die Tochter eben erst auf den Markt bringt. Sie sind ein Scheusal, Ferdy, das gebe ich Ihnen schriftlich, die heiligen Gefühle einer Mutter nicht zu respektiren —"

„Ferdy," wie er in Abkürzung seines Vornamens „Ferdinand" im Kameradenkreise allgemein genannt wurde, that sehr ernsthaft.

„Thue ich immer, so lange sie nicht mit einem Angriff auf meine Freiheit Hand in Hand gehen, ich habe vorläufig auch noch alle Achtung vor unserer abendlichen Gastgeberin, da ich berechtigte Hoffnung hege, daß ihre Schwiegermuttergelüste nach höheren Zielen streben."

Er hatte ein so spitzbübisches Lächeln in seinem hübschen braunen Offiziersgesicht, daß Fleßburg, der sich durch die Neckerei getroffen fühlen mußte, ihm nur mit dem Finger drohte und warnte: „Hüten Sie Ihre Zunge, Ferdy, Sie fallen sonst noch mal eklig rein —"

„Die Frechsten haben immer das meiste Glück!" bemerkte Graf Funkenburg melancholisch, „bei den Weibern besonders, unsereiner himmelt sie wochenlang in aller Ehrfurcht an und sie drehen ihm den Rücken — der Frechdachs nimmt sie ohne viel Federlesens und sie lassen sich's gern gefallen."

„Daß Sie mir die paar kleinen Mädels so neiden, finde ich gar nicht kameradschaftlich, Graf!" scherzte der hübsche Ferdy mit lustig blitzenden Braunaugen, „sehen Sie sich Fleßburg an, der thut am gescheitesten, indem er sich alle Weiber vom Halse hält — was hat man oft für Aerger, ehe man so ein Mädel wieder los wird, wenn es sich in die fixe Idee verrannt hat, nicht ohne einen Leben zu können. Wüste Sachen sind mir da schon passirt, müßte längst die Neese voll haben und falle immer wieder auf den faulen Zauber rein."

Er seufzte schwer auf und begann dann das bekannte Lied Harry Waldens aus „Der jüngste Leutnant" zu singen: „Oh Ihr Weiber, oh Ihr Weiber, Weiber von Berlin, was Ihr mir schon habt angethan, das wird Euch nie verziehn." Während der dicke Graf abermals lachte, dachte Otto von Fleßburg unwillkürlich seiner tollen Berliner Zeit, aber es geschah nicht mit Amüsement, sondern mit einem Gefühl von Scham, das ihm heiße Röthe in's Gesicht jagte und ihn im Gedanken an Vera Ballstedt geradezu schmerzte.

Warum konnte er ihr nicht mit gutem Gewissen sagen, daß sie seine erste Liebe sei? Es wäre eine Lüge gewesen, denn er hatte schon manch andere Frau wirklich sehr lieb gehabt, wenn diese Liebe auch nur wochen-, bestenfalls monatelang gedauert und nie zu einem festen Bande geführt hatte. Und wie viele hatten ihm den flüchtigen Rausch der Sinne gegeben, den Rausch, den nur die Liebe bereiten sollte, die auch die Herzen verbindet.

Daß Vera schon einem Andern gehört hatte, konnte ja gar nicht in die Wagschale fallen, wenn es galt, die Schale seiner Vergangenheit zu entlasten. Das war so ganz etwas anderes, diese Hingabe der Frau an den einen Mann, den sie geliebt, gegenüber der leichtsinnigen skrupellosen Art, mit der ein Mann den Reiz einer zufälligen Liebesstunde kostete.

Wie frivol hatte der hübsche schwarze Ferdy, den sie alle im Regiment liebten und schätzten, vorhin über die kleinen Mädels gesprochen, „die man so schwer wieder los wurde."

Fleßburg wälzte diese Gedanken in seinem Kopf herum, als er zu Hause angekommen, sich's bequem gemacht hatte und auf der Chaiselongue von den Strapazen des Morgens ausruhte. So wie Waldheim dachten viele, ja, die meisten seiner Kameraden und niemand fand etwas an dieser Auffassung.

Gott, so ein Mädel! Warum gibt sie sich zu einer Liebelei her, die von vornherein nur eine Frage der Zeit ist? Es war ja lächerlich, beim Abschied die Verzweifelte zu spielen, einfach lächerlich, wo sie's doch gewußt hatte, daß der vornehme Offizier sie nicht heirathen konnte. Und doch, wie viele Existenzen gingen darüber zu Grunde, wie viel echtes Herzeleid, wie viel heiße Thränen verschuldete solch kühner Räuber, der lachend die schönsten Blüthen pflückte und dann am Wege liegen ließ, wo sie verdorrten oder zertreten und zermalmt wurden.

Nie hatte Fleßburg früher über solche Dinge gegrübelt, das Nachdenken darüber war ihm erst gekommen, seit mit dem Tode des Freundes des Lebens Ernst seine heitere Stirn berührt hatte. Er war in aller Sorglosigkeit den alltäglichen gewohnten Weg des jungen, kraftvollen, übermüthigen Mannes geschritten, jetzt erst sah er, wie häßlich und schmutzig dieser Weg gewesen.

Er kam sich in diesem Moment ganz unwürdig vor, auch nur den Versuch wagen zu dürfen, Vera einst zu gewinnen. Mit seiner stillen Zuversicht, zu der er sein rebellisches Herz gezwungen, war es seit einigen Tagen überhaupt nicht mehr sehr gut bestellt.

Vera hatte sehr lange nicht geschrieben, und dieses Schweigen begann ihn zu ängstigen und zu schmerzen.

Wenn sie krank wäre, hätte Frau von Otten ihn sicher benachrichtigt, also lag es nur an Veras Willen, wenn sie kein Wort des Gedenkens für ihn hatte. Wie ihn dieses Bewußtsein peinigte! Dazu den moralischen Katzenjammer, den ihm die Kameraden unbewußt aufgebürdet hatten.

Mit recht gemischten Gefühlen begab er sich gegen 8 Uhr nach der Villa, welche Major Schellhorns an der Feldstraße bewohnten und die sie von den Erben ihres einstigen Besitzers, eines reichen Sonderlings, auch nur miethsweise übernommen hatten. Er mußte an der Villa Ballstedt, wie sie allgemein genannt wurde, vorüber. Sie lag wie ein Todtes mit geschlossenen Augen, alle Fenster dicht verhangen, im Parterre mit grünen Jalousien verschlossen.

Er konnte nie hinsehen, ohne daß es ihm wie ein Stich durch's Herz ging.

Im kleinen Rokoko-Salon, im Parterre der Schellhorn'schen Villa, war die Gesellschaft schon fast vollzählig um ihre Gastgeber versammelt.

Mit dem Kommandeur und seiner Frau, einer stattlichen braunhaarigen Dame mit lebhaften dunklen Augen und sehr liebenswürdigem Munde in einem frischen, vollen Gesicht, war noch deren Tochter, das verjüngte Ebenbild der Mutter, mit ihrem Manne, einem Landrath von Ellerbrück und Reserveoffizier des Husarenregiments, den sie zu seiner Uebung begleitet hatte, erschienen, außerdem ein zweites jung verheirathetes Paar, Leutnant von Wollin und seine Frau, eine blonde hübsche Bremerin von fabelhaftem Reichthum, die in ihrer kostbaren weißen Spitzentoilette etwas gar zu auffallend gegen die schlichten, schon etwas unmodernen Kleider der Kommandeursdamen abstach.

Neben dem mageren verknifenen Gesicht seines Rittmeisters erblickte Fleßburg die zierliche Husarengestalt Ferdy Waldheims, der sich muthig in die Gefahr gestürzt hatte und das Majorstöchterlein anscheinend ohne große Ueberwindung becourte.

Herta von Schellhorn gehörte auch wirklich nicht zu den Mädchen, deren Nähe ein junger Mann als eine Tortur empfindet.

Sie sah nicht nur reizend aus in ihrem weißen duftigen Backfischkleidchen und mit den zwei blauen Fliederdolden im krausen Blondhaar, sie plauderte auch sehr frisch und natürlich und damit hatte sie bei Ferdy Waldheim schon einen Stein im Brett, er haßte alle Menschen, die sich zierten.

Nachdem Fleßburg die Majorin begrüßt hatte, deren schlanke Erscheinung in einem schwarzen Chiffonkleide sehr jugendlich und anmuthig wirkte, ließ er sich von dem Major, der, wie stets, sehr vergnügt dreinblickte mit seinem runden, rothen Gesicht, das ein blonder Spitzbart zierte, kräftig die Hand schütteln, dann wand er sich durch eine Gruppe jüngerer Kameraden bis zu der Tochter des Hauses hin und erhielt dort ein kleines rosiges Händchen zum Gruß, das der freche „Ferdy" soeben mit einem Rosenblatt verglichen hatte, das man am liebsten immer, wie sie's als Kinder gethan, an die Lippen halten möchte.

Hertas junges Gesicht glühte noch über diese Kühnheit, als sie lächelnd zu Fleßburg aufsah und sie ließ bei seinem forschenden Blick verlegen die Augen zur Thür schweifen, durch die eben noch neue Gäste eintraten, ein Rittergutsbesitzer von Walsleben mit seiner Frau, einer Jugendfreundin Lydia von Schellhorns.

Da Walslebens soeben erst von einer längeren Reise zurückgekehrt waren, gestaltete sich die Begrüßung der beiden Damen besonders herzlich, und auch Herta wurde von der kräftigen, blühenden Frau, die sie Tante Walsleben nannte, schallend auf beide Wangen geküßt.

„Nun, ich gratulire zum ersten Flug in die Welt, Hertachen!" meinte sie, im Hinblick darauf, daß es die erste Gesellschaft war, die das junge Mädchen mitmachen durfte.

Dann schritt sie zur Begrüßung der übrigen Anwesenden, während ihr Mann sich der Tochter des Hauses näherte.

Er war, wenn nicht jünger, doch mindestens ebenso alt wie seine Gattin, der Dreißiger stehende Gattin, die, wie man munkelte, bei den Seitensprüngen ihres Gemahls öfters als einmal beide Augen zudrücken mußte.

Eine schlanke, elegante Gestalt, ein gelblich-blasses Gesicht, Haupt- und Barthaar von tiefem Schwarz, gleich den schmalen tiefliegenden Augen.

Er musterte Hertas jugendfrische Erscheinung mit einer leisen Beimischung von frivolez Werthabschätzung, sagte ihr eine Schmeichelei und wandte sich dann an den blonden Oberleutnant:

„Hat meine Frau Ihnen schon Frau von Ballstedts Grüße ausgerichtet, Herr von Fleßburg?" und als dieser, eine freudige Aufwallung niederzwingend, verneinte, fuhr er fort: „Wir waren während unseres achttägigen Aufenthaltes in San Remo oft mit der entzückenden jungen Wittwe zusammen. Beim Abschiede trug sie uns viele Grüße an alle ihre Bekannten hier auf, zu denen Sie, Herr von Fleßburg, ja wohl in erster Linie gehören."

(Fortsetzung folgt.)

Dampfschiffs-Agenten.

Geld nach Deutschland, Oesterreich-Ungarn und Rußland gesandt.

Dampfschiffs-Billette

für alle Linien.

Es wird deutsch gesprochen und geschrieben.

Corn. Epp Co.,

901 Main Str. Winnipeg, Man.

Auszug

aus dem canadischen Heimstättengesetz.

Alle noch nicht bereits vergebenen oder reservierten Sectionen mit geraden Nummern von Dominion-Länderien in Manitoba, Saskatchewan und Alberta, mit Ausnahme von 8 und 26, können von irgend jemand, der das Haupt einer Familie ist, oder von jeder mindestens 18 Jahre alten männlichen Person, als Heimstätte in der Größe von einer viertel Section von 160 Ackern aufgenommen werden.

Heimstätte-Eintragungen

müssen persönlich von dem Applikanten bei einer Dominion Land Agentur oder Sub-Agentur in dem Distrikt, in welchem das Land gelegen ist, gemacht werden. Unter gewissen Bedingungen ist auch die stellvertretende Eintragung von seiten des Vaters, der Mutter, des Sohnes, der Tochter, des Bruders oder der Schwester des betreffenden Heimstätters erlaubt.

Heimstätte-Verpflichtungen.

Der Heimstätter ist gehalten, die Heimstätte-Verpflichtungen unter einem der folgenden Pläne zu erfüllen:

1. Wenigstens 6monatliche Wohnung auf dem Lande nebst Bearbeitung desselben während eines Zeitraumes von 3 Jahren.

2. Hat ein Heimstätter eine Farm, nicht kleiner als 80 Acker, in der Nähe der Heimstätte, so kann er, wenn er will, die Wohnungsvorschrift in der Weise erfüllen, daß er auf seiner Farm wohnt. Er muß aber der einzige und alleinige Eigentümer besagter Farm sein.

3. Falls der Vater (oder die Mutter, wenn der Vater gestorben ist) eines Heimstätters ständig auf einer von ihm gezeigneten Farm, die mindestens 80 Acker groß ist, in der Nähe der Heimstätte wohnt, oder auch auf einer von ihm aufgenommenen Heimstätte in der Nähe des Landes, so ist es dem Heimstätter erlaubt, bei seinem Vater resp. seiner Mutter zu wohnen.

4. Der oben gebrauchte Ausdruck „Nähe" bedeutet: nicht weiter als 9 Meilen in einer geraden Linie, Road Allowances nicht mitgerechnet.

5. Ein Heimstätter, der auf diese Weise seinen Wohnungs-Verpflichtungen nachzukommen beabsichtigt, während er bei seinen Eltern oder auf seiner eigenen Farm wohnt, muß dem Landagenten des Distriktes davon Mitteilung machen.

Sechs Monate vor Einreichung des Gesuchs um den Besitztitel muß der Heimstätter dem Commissioner of Dominion Lands, Ottawa, schriftliche Mitteilung von seiner Absicht geben.

W. W. Cory,
Deputy of the Minister of the Interior.

Atlantic

Dampfschiffs-Agentur.

Wir bewilligen Kredit bei Schiffskarten von und nach allen Teilen der Welt. Wir vertreten alle britischen, canadischen, deutschen und skandinavischen Linien, deren Schiffe die Verbindung mit allen Häfen Canadas und der Ver. Staaten aufrecht erhalten.

Wegen weiterer Auskunft wende man sich an

W. P. F. Cummings
General-Agent
Room 107 C. P. R. Depot
Winnipeg, Man.

Yorkton

Ich verkaufe Dampfschiffahrts-Billete

zu den

gangbar niedrigsten Raten.

Ich vertrete nur erstklassige Linien und man kann selber wählen.

Wegen näherer Auskunft spreche vor oder schreibe an

H. Christopherson,
Yorkton, Sask.

Freies
**Arbeits